



⇒ Petra Gehring

Foucault für alle Zwecke ...hier: der politischen Theorie. Oliver Marchart und Renate Martinsen versammeln Beiträge zum Politischen

Es ist bemerkenswert und auch schön, dass hierzulande die Anziehungskraft der fulminanten Arbeiten des Wissens- und Machthistorikers Michel Foucault auch im vierten Jahrzehnt nach dessen Tod in keiner Weise nachzulassen scheint. So zog 2019 die deutsche Übersetzung des aus dem Nachlass publizierten vierten Bandes von Foucaults *Geschichte der Sexualität* trotz des randständigen Gegenstandes – Morallehren der Patristik – viel Aufmerksamkeit auf sich, und 2020 wird eine zweite Auflage des von Kammler, Parr und Schneider herausgegebenen *Foucault Handbuchs* von 2014 erscheinen (vgl. Kammler/Parr/Schneider 2014). Aus dem Jahr 2019 liegt auch ein von *Oliver Marchart* (Wien) gemeinsam mit *Renate Martinsen* (Konstanz) herausgegebener Sammelband mit dem Titel *Foucault und das Politische* vor. Um es gleich zu sagen: Die zweite Hälfte des Untertitels gilt es zu beachten. Bei den *Impulse[n] für die politische Theorie der Gegenwart* handelt es sich in der Tat um ein Buch für eine klare Zielgruppe: die politik- und sozialwissenschaftlich geprägte »politische Theorie«, näherhin deren sich in einem moderaten Wortsinn sozialkonstruktivistisch verstehender Flügel. In der Springer VS-Reihe *Politologische Aufklärung – konstruktivistische Perspektiven*, die Martinsen in Alleinverantwortung herausgibt, ist der Band denn auch erschienen. Was die Lektüre außerdem zeigt: In *Foucault und das Politische* schreibt eine Theoriengemeinde, die zusätzlich »dem Politischen« in der durch Oliver Marchart vertretenen Spielart huldigt, und die daneben mit einer hegemonietheoretisch angeschärften »kritischen« Theorie sympathisiert, die Sozialphilosophie (weniger Soziologie) sein will sowie eine »ontologische« Lesart von Foucaults Machttheorie präferiert. Deleuze sowie Spinoza in der Lesart von Martin Saar stellen hierfür die Gewährsleute dar.

Oliver Marchart/Renate Martinsen (Hg.) (2019): Foucault und das Politische. Transdisziplinäre Impulse für die politische Theorie der Gegenwart, Wiesbaden: Springer VS. 384 S., ISBN 978-3-658-22788-3, EUR 44,99.

DOI: 10.18156/eug-2-2020-rez-12

16 Beiträge enthält der Band, welche die Herausgeber – weder Marchart noch Martinsen steuern etwas Eigenes bei – in einem kurzen, blassen Vorwort von vierein-

halb Seiten nur minimal kommentieren und zu insgesamt drei großen Kapiteln gruppieren: »Theorie«, »Vergleich« und »Problematisierung«. Die Zusammenstellung der Vortragslänge oft kaum überschreitenden Aufsätze in diesen Kapiteln wirkt jeweils recht heterogen. Teils werden monolithisch das Gesamtwerk bzw. Einordnungsfragen hinsichtlich der Theorieperson »Foucault« im Vergleich mit anderen, für die Politikwissenschaft wichtigen Autoren verhandelt, teils werden selektive *close readings* zugunsten von Novitäten hinsichtlich Werkphasen oder unterschätzten Begriffen geboten, teils erscheint »Foucault« nur als Aufhänger, und es wird ganz generell eine »das Politische« bzw. politische »Ontologie« betreffende Relevanzsemantik variiert. Das, was vorliegt, bündig vorzustellen, erweist sich somit als undankbares Geschäft. Ich schreite die Beiträge der Reihe nach ab.

Den Bereich *Theorie* eröffnet *Philipp Sarasin* (Zürich; 9–22). Im Thema *Gouvernementalität*, einer zu dieser Zeit »deutlich gewandelten Foucaultschen Analyse[] des Politischen« sowie genauer im Jahr 1978 mit dem Vortrag *Was ist Kritik?* sowie einer Iranreise Foucaults erblickt Sarasin »in einem weitergehenden, gleichsam tieferliegenden Sinne eine wirkliche Wende in Foucaults Denken« (vgl. 12). Im Ergebnis »eine Wende hin zu Sartre« (19), die es Foucault »ermöglichte, in einer in seinem Werk neuartigen und auch die Moderne affirmierenden Weise von der ›Autonomie‹ des Subjektes zu sprechen, eine Weise auch, die es ihm erlaubte, seine historisch-kritische Arbeit eine ›Arbeit der Freiheit‹ zu nennen« (21). »[N]irgendwo sonst als in der Beziehung zu sich selber« finde dieses freie, autonome Subjekt »den Rückhalt für Kritik, ja, den einzigen, ersten und letzten Ankerpunkt für den Widerstand gegen die Macht.« (21) Foucault als Autor der Bände zum antiken »Selbst« (mit den dort bekanntlich fein nachgezeichnet variierenden Formen erotisch-intellektueller Gemeinschaft) hätten wir uns demnach zu denken als regelrecht bekehrt zu einem Subjekt-konzept moderner »Autonomie«, radikalisiert dann noch zu »einer post-modernen Selbstbezüglichkeit, die man [...] wohl doch auch mit Stichworten wie Narzissmus oder Überforderung charakterisieren muss« (21). Sarasin will dennoch – und mit Foucault – an der Freiheit des Subjekts »als Zielpunkt all unserer Projekte« (22) festhalten, was sein Text jedoch abschließend nur kurz und begründungslos mitteilt.

Thomas Lemke (Frankfurt am Main; 23–48) verknüpft Überlegungen zum Erfahrungsbegriff mit dem generalisierten Thema »Widerstand« als einer »kritischen Aktivität«. Aus den drei Elementen der »Aktivität der Problematisierung«, der »Kunst der freiwilligen Unknechtschaft«

und des »Mut[es], sich selbst als Subjekt zu exponieren« ergebe sich ein Konzept »experimenteller Kritik« (42). Foucault habe es als »ethos« konzipiert, was Lemke wiederum als ein Bekenntnis zum politisch-moralischen »Affekt« deutet und zur »Leidenschaft« im Sinne von Marx: »Ironischerweise erweist sich der normative Mangel, der Foucaults Haltung der Kritik so oft attestiert wird, vor dem Hintergrund dieser Ausführungen als normativer Reichtum oder als ein komplexeres Konzept von Normativität«, denn Foucault versuche, »den Zwang ans Licht zu bringen, der jede kritische Intervention an einen Beweis der eigenen Rechtfertigung oder an eine Norm der Identität bindet« (vgl. 44). Wie Sarasin (der neben Foucault und eigenen Schriften lediglich Bloch, Jungk und Lyotard kurz streift) bietet auch Lemkes Beitrag zur Selbstreflexivität von als Haltung auftretender Kritik kaum weiterreichenden Kontext. Als unpolitisch oder unkritisch werden Foucaults Schriften zudem gewiss von kaum jemandem rezipiert, insofern fragt man sich auch, wer denn wohl »so oft« Foucaults »Haltung der Kritik« überhaupt einen »normativen Mangel« attestiert haben soll. Bei wem muss man in dieser Weise mit dem Hinweis auf »normativen Reichtum« und auf jenes »komplexere« Kritikkonzept, das (nicht »ironischerweise«, sondern tatsächlich) eben auch Ironie umfasst, für Foucault werben?

Die beiden nachfolgenden Beiträge widmen sich Foucaults späten Vorlesungen zur antiken rhetorischen Praxis der *parrhesía* – wobei es um deren exemplarischen Charakter, ebenfalls also um politische Kritik im auch epochenübergreifenden Sinne geht. Karsten Schubert (Bremen; 49–64) sichtet die Interpretationsstrategien von Paul Patton, Thomas Lemke, Martin Saar und Amy Allen, um Foucault »zu einem kohärenten Sozialphilosophen zu machen« (vgl. 51). Schubert kommt vor dem Hintergrund seines kurzen Vergleiches zu dem Schluss, der Grundgedanke von Freiheit als Kritik müsse aus politikwissenschaftlicher Sicht in Institutionen verortet werden, könne daher also nicht »in Widerstandsbewegungen lokalisiert« sein (60). Insofern führe die Treue zur politischen Theorie »weg von der Orthodoxie der Foucault'schen Methode« (62). Was »die« Foucault'sche Methode wohl wäre (oder deren Orthodoxie), bleibt der Spekulation der Leserinnen und Leser überlassen. Erneut fragt sich jedenfalls die philosophische Leserin, ob hier ein Beitrag nicht die Foucault-Forschung insgesamt, sondern eine bestimmte *in-group* adressiert. In der Sache aber möchte man zustimmend murmeln: Ja, ein Apfel ist eben keine Birne! Für einen institutionentheoretischen Freiheitsbegriff gibt Foucault – was Wunder – nun mal nichts her. Deutlich textnäher als Schubert liefert Anne Wieder (Wien; 65–86) eine auch in der Aktualität

sierung ertragreichere Überlegung, wenn sie zunächst Foucaults historische Analyse des Kynikers als eines »Aktivisten« untersucht, um anschließend dann den Blick auf heutige politikwissenschaftliche Debatten oder eher vielleicht politische Widerstandskonzepte zu werfen. Unter der Bedingung, eine Kritik sowohl »an den gegebenen Ordnungen« als auch »an der Verfasstheit der Regierungsdispositive selbst« zu sein (vgl. 84), sei die experimentelle, zum Scheitern bereite »kynische Praxis«, so Wieder, »emanzipatorisch« (84). Das mache den Kynismus als Kritik- und Widerstandsform interessant.

Dank einer mit der Genealogie von Kritikpraktiken verbundenen »Modifikation« theoretischer Grundannahmen sieht *Andreas Folkers* (Frankfurt am Main/Gießen; 87–107), wenn auch »nicht ohne Weiteres«, die Möglichkeit, Foucault »in die Debatten über ›das Politische‹« einzufügen (88). Was dies heißen soll, führt er in einem großen Bogen vor, der auf die Kohärenz von Foucaults Beiträgen zur Genealogie von Kritik abhebt. Foucaults – oft angelegentliche, subtile – Bemerkungen zum Macht- (und Regierungs-)Bezug des Wahren werden dabei dergestalt verdichtet, dass ein strammes Gerüst von »Modi« nicht nur der Wahrheitsproduktion, sondern gleichsam auch der Kritikproduktion entsteht. Heraus kommt das Bild eines lehrbuchartig wirkenden Kritiktheoretikers Foucault, der »Wahrheit« affirmiert, und der, merkwürdig kompakt, gleichsam immer schon vom »Streit um die richtige und angemessene Wahrheit des Regierens« (103) gesprochen zu haben scheint. Foucault also neu entdeckt als Gründer einer einerseits kritischen, andererseits dabei aber ohne Abstriche szientistischen, womöglich gar geradezu dogmatischen Politikwissenschaft? Folkers endet mit der Bemerkung, dass gerade Foucaults Arbeiten zur antiken *parrhesía* »einen affirmativen Bezug auf Wahrheit« (104) ja erlaubten. Es scheint, als leite er sich hier tatsächlich einen akademischen Freibrief für eine Art endgültige, *ex cathedra* gerechtfertigte Wahrheitspolitik ab.

Kerstin Andermann (Lüneburg; 111–136) sieht Foucault demgegenüber ganz woanders. Nämlich – mit Deleuze und im Fahrwasser von Saars Spinoza-Deutung – in der Nähe »einer metaphysischen Tradition [...], in der Macht als ein ontologischer Grundbegriff und wie ein grundlegendes Seinsprinzip verstanden wird« (132). Dies ist nicht kritisch, sondern lobend gemeint. Die Autorin (mit deren Beitrag übrigens das Kapitel *Vergleich* beginnt) führt über die Diagnose eines »impliziten Spinozismus Foucaults« (128) sowie »einer paradoxen Struktur von Affirmation und Kritik« (131) in dessen Werk zu dem Fazit, wir hätten mit Foucaults Machtanalytik »eine modellhafte Theorie

immanenter Wirkungsverhältnisse vor uns« (132). »Ontologie unserer selbst« wiederum (sie versteht das als Losung wohl nicht nur des Spätwerks) sei daher »Aufklärung« und gelte in ihrer kritischen Stoßrichtung »den Konstitutionsbedingungen unserer eigenen Gegenwart« (133). Obzwar mit Spinoza und dadurch unter Aufbietung von Grundbegriffen, die Foucault zurückweist, reproduziert Andermann somit am Ende dann kaum mehr als – allerdings: verschwommen – einige der bekannten Leitmotive Foucaults in einem deleuzianisch-spinozistisch überformten Vokabular.

Als einen »Gesellschaftstheoretiker« rekonstruiert *Alexander Struwe* (Duisburg-Essen; 137–160) Foucault, und zwar als einen, der ein »erkenntnistheoretisches Vakuum« (143) zu füllen vermocht habe, das Althusser's »Primat der Determination« in der Linken hinterließ. Ab dem Mai 1968 habe man Foucault als Denker der »Entgründung aller Ursprünge« (151) und der historischen Kontingenz zum neuen Vorbild gemacht. Foucault breche gleichwohl nicht »die marxistische Tradition kritischer Gesellschaftstheorie«, sondern er führe deren Anspruch »mit anderen Mitteln« fort (vgl. 153). Mittels Schemazeichnungen versucht Struwe, seine These von theoretischen Parallelen zwischen Althusser und Foucault zu verdeutlichen. Freilich geht er dabei weder auf Foucaults differenzierte Marxismuskritik näher ein noch auf dessen Kritik der Humanwissenschaften (und damit von »Gesellschaft«). Was man als Leserin oder Leser ebenfalls nicht versteht, ist, warum »Erkenntnistheorie« oder das abschließend von Struwe kritisch vermerkte Fehlen eines übergreifenden Begriffs »für die Zusammenhänge der verschiedensten dispositiven Transformationen« (157) in Foucaults Werk für Foucault wichtig sein sollen.

Katharina Hoppe (Frankfurt am Main; 161–184) konfrontiert – wie Wieder ausgehend von Foucaults Überlegungen zum antiken Kynismus – dessen Charakterisierung des antiken Kynikers mit Donna Haraways moderner Figur des *modest witness* und genereller mit einer Unterscheidung von »politischer Epistemologie« und »epistemischer Politik«. »Wahrsprechen und Bezeugen« heißt Hoppes Beitrag, der Kluges über Haraway zu sagen hat, eher wenig Kenntnisreiches aber über den historischen Kynismus. Sofern dieser sich ja nicht »gegen« szientistische Dogmen positioniert (die es seinerzeit gar nicht gab), sondern nur als asketisch sowie auch einsam radikalierter Kampf für ein authentisches wahres Leben verstanden werden kann, kommen dessen Spezifika weder gut ins Bild noch trägt der historische Bogen wirklich zum Thema einer Politik der (epistemischen) Wahrheit heute bei. Abschließend lautet Hoppes hinreichend allge-

meine Botschaft: »Wahrheit« könne es »nur in Form des anderen Lebens geben« (181), für welches es zu streiten allemal lohne, ob nun mit Haraway oder mit Foucault.

Ebenfalls eher als Improvisation über eine Sache denn als Forschungsbeitrag zum Politischen bei Foucault liest sich der umfangreiche Beitrag von *Gerald Posselt* und *Sergej Seitz* (beide Wien; 185–210). Die Autoren behandeln Foucaults *parrhesía* und Rancières »Unvernehmen« – weniger vergleichend als um sie in politischer Absicht zu kombinieren. Hauptthema ist die Frage, wie sich »emanzipatorische« Formen der Wortergreifung von rechtspopulistischen Wortbeiträgen theoriegestützt unterscheiden lassen. Widerständiges Sprechen der zu befürwortenden Art beinhalte immer ein Moment der Negativität – und in der kritischen Analyse müsse es »mit einer *Entpositivierung der Gleichheit* und einer *Einschreibung der Andersheit in die Freiheit* einhergehen, wobei sich diese beiden Momente wechselseitig korrigieren« (206f., Herv. i.O.). Rechtspopulistisch hingegen werde Gleichheit gerade nicht – wie in der *parrhesía* – durch die Art der Adressierung des Sprechaktes neu erst selbst unterstellt bzw. initiiert. »[E]in für allemal« wollen die Autoren auf dieser abstrakten Basis »eindeutige Demarkationslinien« (207) zur Unterscheidung reaktionärer und exkludierender von emanzipatorischen Formen der Wortmeldung ziehen. Ob dies nicht freilich auf die Forderung nach einer politisch-theoretischen Sprechaktpolizei hinauslaufen müsste, deren Kriterien für die gute Wortergreifung man erst nach dem Besuch eines philosophischen Oberseminars versteht (ganz zu schweigen von der Frage, hier eine Richtschnur für eigenes Handeln zu finden), bleibt die Frage. Auch liefere die These der Autoren im Umkehrschluss wohl darauf hinaus, jegliche nicht erwiesenermaßen parrhesiastisch-riskante, sondern einfach nur explizit konfrontative Aussage, sagen wir: auf Demonstrationen, als rechtspopulistisch (ab)zuqualifizieren. Überhaupt bleibt der Status von Kollektiv-Sprechakten – gibt es überhaupt eine kollektive oder gar massenhafte *parrhesía*? – in den, immerhin anregenden, Überlegungen der Autoren offen.

Daniel Witte (Bonn; 211–234) schaltet dann, und zwar mit dem Ziel, eine Art soziologisches Meta-Analysemodell zu generieren, gleich drei Autoren zusammen: Foucault, Elias und Bourdieu liest er als »möglicherweise [...] theoretische Variationen über ein gemeinsames Thema« (214). Schwächen seines – was die drei Werkzusammenhänge angeht – »holzschnittartigen und auch bewusst zugespitzten Charakters der Darstellung« (222) betont Witte mehrfach, um dann aber

dennoch weitreichend eine vor allem methodische Kombinierbarkeit der drei historischen Analyseverfahren zu postulieren (überdies stammten sie alle von Max Weber ab). Bourdieus Feldtheorie könne mittels Elias und Foucault »eine größere historische Tiefenschärfe gewinnen«; Elias' Figurationssoziologie ließe sich »mit Foucault« pluralisieren und »diskursanalytisch ausdifferenzieren«, und »Foucault schließlich könnte bekanntlich – dies wird von Soziolog_innen geradezu rituell betont – maßgeblich von einer präziseren Fundierung des Machtbegriffes profitieren [...], wie sie sich gerade mit den Konzepten der Figuration oder vor allem des Feldes anbietet – und zwar nicht zuletzt auch im Anschluss an den Diskurs- bzw. Dispositivbegriff, der gewissermaßen ›quer‹ zur Differenzierungslogik der gesellschaftlichen Felder gebaut ist, durch diese aber sozialstrukturell zurückgebunden werden kann« (226). Witte will »blinde Flecken« beheben. Die Frage liegt nahe, wieviel neue dabei entstehen – durch die gewählte Maximaldistanz zur Spezifik der Verfahrensweisen der drei Autoren (und der Spezifik ihrer jeweiligen Erträge). Am Ende hätte man mit Witte unzweifelhaft eine theoriebautechnisch schubladenreiche Universalmaschine im Keller. Es wäre allerdings eine, die ausgerechnet theoriebegrifflich gegründete Unterschiede ignoriert und damit auch wohl überhaupt die meisten im engeren Sinne *theoretisch* zu nennenden Implikationen von Modellwahl und Perspektivierung.

Mit *Hagen Schölzel* (Erfurt; 235–254), »Michel Foucault und die Frage der politischen Ontologie(n)«, hat man weniger einen Beitrag zu Foucault vor sich als zu seiner Rezeptionsgeschichte, wenn nicht gar zur Geschichte einer bloßen schlagwortartigen Zu- und Umschreibung der bei Foucault selbst nur wenige Male genutzten Wendung von der »historischen Ontologie«. Schölzel zeichnet nach, wie einerseits Oliver Marchart (»politische Ontologie«), andererseits Gilles Deleuze (»Ontologien« – des Wissens, der Macht sowie namentlich des »Selbst-Seins«) sowie Ian Hacking (»historische Ontologie«) und schließlich Bruno Latours *actor network theory* mit ihrem Programm einer »ontologischen Politik« (sowie einer disparaten Herkunft der Dinge) im Grunde allenfalls lose, in der Art einer »Indienstnahme« (bzw. »anekdotisch«, vgl. 253), mit Foucault verbindbar sind. Zwar ließe sich Schölzels Deutung der wenigen Fundstellen der Wendung »historische Ontologie« bei Foucault noch radikalisieren – denn: Geht es an den fraglichen Stellen überhaupt um Ontologie und nicht vielmehr, dem »historischen Apriori« nicht unähnlich, allein um deren Historisierung – zumal Foucault den Begriff für den altgriechischen Kontext nutzt? Dennoch fällt Schölzels Beitrag durch begriffssensible Beobachtungsgabe, durch eine gewitzte Forschungsfrage und durch

Klarheit in der Darlegung auf. Das liest auch ein großes Publikum – Foucault-Connaisseur wie Foucault-Skeptiker inbegriffen – mit Gewinn.

Erfrischt wendet man sich dem Kapitel *Problematisierung* (warum eigentlich Singular?) und damit dem Beitrag von *Matthias Bohlender* (Osnabrück; 257–280) zu. Dieser behandelt die Rhetorik des *Kommunistischen Manifestes*; neben dessen »performativer« Machart leuchtet Bohlender dessen sozialhistorischen Hintergrund sowie die intellektuellen Wahrheitskämpfe der damaligen Zeit ansprechend und plausibel aus. Warum Bohlender allerdings glaubt, er bringe mit seinem Beitrag das »scharfe Instrument der Genealogie« (257) zum Einsatz, bleibt sein Geheimnis. Zwar nennt er die Debatte um die richtige Doktrin (und den kommunistischen Wissenschaftlichkeitsanspruch) »wahrheitspolitisch«, spricht von »Haltungsregeln« und »Erfahrungsbrennpunkten« (vgl. 261) und formuliert Anmerkungen wie: »Statt einer Heldengeschichte haben wir es mit einer Machtgeschichte zu tun« (266), aber die rhetorische Ausgestaltung von Sprecherpositionen (wer spricht für wen?) oder auch der Preis, den man für Argumente zahlen muss, sind *sujets* einer klassisch hermeneutisch gearbeiteten Textinterpretation. Durchaus solide natürlich – aber weit weg von Foucault. Selbst der Artikel ›Manifest‹ im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik* (den man dem Verfasser zu seinem Thema übrigens ohnehin ans Herz legen möchte, vgl. Fähnders 2001) bietet mehr »Genealogisches« als Bohlenders Studie.

Unter dem Titel ›Mybody≠drug!‹ wendet sich *Christian Haddad* (Wien; 281–308) einem Komplex zu, den er als »Biopolitik der Innovation« bezeichnet. Genauer geht es um ein im Wesentlichen aus US-amerikanischer Literatur gewonnenes Bild des Trends zu Angeboten einer »regenerativen«, nämlich aus den (vorzugsweise eigenen) Stammzellen gewonnenen und insofern »post-pharmazeutischen« Medizin. Wie aktuell die Befunde sind, ob das regenerative Paradigma aus heutiger und europäischer Sicht tatsächlich mehr ist als eine von vielen (ja nicht nur gewebemedizinischen) Neuerungen und welche der vielen nur kurz gestreiften kritischen Punkte Haddad tatsächlich für zentral hält, macht sein Text, der übrigens auch einige sprachliche Schnitzer enthält, nicht klar. Foucault scheint eher aus zweiter Hand rezipiert worden zu sein, wie käme man sonst dazu, ihm eine Methode der »immanenten Kritik« (296) zuzuschreiben? Nach einem Potpourri von Impressionen zu experimentellen, aber auch kommerziellen und auf »Bio-Wert« (hier rekurriert Haddad in unklarer Weise auf Waldby 2002) abzielenden Zügen post-pharmazeutischer Therapien

(bzw. eigentlich wohl: Therapieversprechen) findet der Beitrag zu einem nahezu trivialen, zugleich aber maximal raunenden Schluss: Von Politik der Innovation sei nicht zu sprechen im Sinne »einer (ihr äußerlichen) Innovationspolitik [›ihr‹ meint die Innovation, pgg]«, sondern »da diese selbst immer schon politisch ist: In dieser Biopolitik der Innovation handelt es sich um eine strategische Artikulation von Technik, Ethik, Wissen und Wert vor dem Hintergrund kontingenter Bezugsrahmen und Subjektivierungsweisen, die zugleich selbst Einsatz biopolitischer Kämpfe sind. In diesen Innovationsgesellschaften der Gegenwart kann das Donnerrollen der Schlacht nicht überhört werden.« (306)

Im Unterschied zu Haddad sehr eng an Foucault als Vorlage entlang arbeitet *Mareike Gebhardt* (Erlangen-Nürnberg; 309–328), die in zwei EU-Verordnungen (*Dublin III* von 2013 und *Seeaußengrenzen* von 2014) die abstrakten Schemata der »Pest« (bzw. der Pestbekämpfung: räumliche Parzellierung und disziplinierende Überwachung) sowie der »Lepra« (pauschale, anonymisierende Ausgrenzung) wiedererkennt, wie sie sich in *Überwachen und Strafen* als Ordnungsprinzipien vorgestellt finden. Gebhardts Analyse transferiert beide Schemata ins Heute und diagnostiziert für die Flüchtlingspolitik der EU in beiden Hinsichten Ähnlichkeiten. Das eine »erinnert« ans andere – über diesen Präzisionsgrad kommen die Beobachtungen freilich nicht hinaus. Dazu werden Vorannahmen schlichtweg nicht reflektiert. Denn: Taugt die so punktuell Foucault entnommene Heuristik? Ist Sichtbarkeit/Unsichtbarkeit wirklich eine Leitdifferenz, die das komplexe (und zweifellos auch biopolitische) Kontrollregime der EU entschlüsselt? Ist es sinnvoll, die Analogie zur vormodernen Krankheitsbekämpfung, wie Gebhardt es tut, auch auf den Umgang mit ganzen Schiffen zu übertragen? Fehlen nicht beispielsweise das seerechtliche oder überhaupt das militärische Diskursregister, kriminologische und auch volkswirtschaftliche Schemata? Mit einigen relativierenden Bemerkungen (vgl. 327) bestätigt die Autorin, was man lesend schon vermutet: dass sie sich in ihren Intuitionen an Sarasin (2005, zu Motiven der »Infektion« bei Foucault) gehalten hat. Akzeptiert man die damit gewählte Linie – fragt man also: Spuken womöglich Elemente der mittelalterlichen Stände-Stadt in der heutigen EU-Außengrenzenpolitik herum? – so fehlt bei Gebhardt freilich dringend die Einbeziehung von *Wahnsinn und Gesellschaft*, Foucaults ergiebigstes Buch im Hinblick auf die Facetten des mittelalterlichen »Lepra«-Schemas.

Bei *Jan Christoph Suntrup* (Bonn; 329–352) geht es dann wieder um die Parrhesía-Vorlesungen, genauer: um deren »analytischen und

politiktheoretischen Gehalt« (329). Sein Beitrag über »Die »Dramatik des wahren Diskurses«« liefert ein vergleichsweise differenziertes, auch an Aktualisierung interessiertes, ideologiekritisches Referat der späten Vorlesungen. Einerseits habe Foucault hier »ein selbstbewusstes, beinahe autonomes Subjekt« (332) charakterisiert, andererseits habe dieses jedoch »zur Demokratie« ein ambivalentes Verhältnis. Jenseits der Tyrannenkonfrontation fielen »Foucaults Reflexionen zur Bedeutung des Wahrsprechens für die Demokratie« »insgesamt enttäuschend und wenig originell aus« (vgl. 335). Dass inzwischen nicht nur die »normative« Demokratietheorie (etwa Rosanvallon 2010, Richter 2016 sowie, von Suntrup zu Recht kritisch gesehen, Dyrberg 2015), sondern vereinzelt auch neurechte Autoren (namentlich Lisson 2010) die Figur des Parrhesiasten entdeckt haben, ist zwar nicht die eigentliche Hauptsache, aber doch ein Fluchtpunkt von Suntrups Darstellung. Demokratietheoretische »Aneignungsversuche« der Parrhesía-Vorlesungen bedürften einer genauen Prüfung: Diesem Fazit wird man sofort zustimmen. Die Frage, die Suntrup nicht stellt, steht allerdings ebenfalls im Raum: Warum um Himmels willen greift Politiktheorie überhaupt derart willkürlich und anachronistisch auf das von Foucault mit aller Eindeutigkeit in der Antike – und mit den anskizzierten Folgefiguren »Ratgeber«, »Minister«, »Kritiker«, »Revolutionär« tatsächlich auch nur in der Antike – angesiedelte Thema des Parrhesiasten zu?

Den Abschluss des Buches, zu dem man sich endlich durchkämpft, bildet ein Beitrag von *Clemens Reichhold* (Hamburg/Hannover; 353–378), der – nun wieder aus intellektuellengeschichtlicher Sicht – im Anschluss an einige in der englischsprachigen Gouvernamentalitäts-Diskussion schon länger kursierende Thesen über Motive für Foucaults Analysen des Neoliberalismus spekuliert. Weniger sei, so der Tenor dieser Thesen, Foucault im Grunde ein Kritiker des Neoliberalismus. Vielmehr sei er »in der hegemonialen Umbruchsphase Ende der 1970er Jahre« »dem Charme des Neoliberalismus [...] erlegen« (354) oder sogar ein Apologet neoliberaler Positionen. Unter Bezug auf ein noch unpubliziertes Gespräch von 1977 mit den *Merve*-Verlegern über den sogenannten Deutschen Herbst argumentiert Reichhold, dass das Bild falsch sei, ein neoliberal bekehrter Foucault habe seinerzeit »an der Bildung einer (wohl-)fahrtsstaatsfeindlichen Linken mitgewirkt« (365) sei falsch. Plausibel, wenn auch etwas kleinteilig polit-biografisch und gleichsam gesinnungsorientiert, belegt Reichhold, was auf inhaltlich-systematischem Wege wohl deutlich einfacher festzustellen gewesen wäre: Foucault

hat sowohl angesichts der Reaktion des französischen Staates auf linken Widerstand ab 1967/68 als auch mit Blick auf den Umgang der BRD mit dem Terror der RAF die These von einer einfachen Steigerung staatlicher Repression zurückgewiesen, aber nicht aus Sympathie mit dem Neoliberalismus oder einer bloß »anarchistischen« Staatskritik, sondern um die Linke für ganz spezifische neue Machtformen einer neoliberalen Staatlichkeit zu sensibilisieren, deren Funktionsweise gerade nicht mehr mittels Stichworten wie »Faschismus« oder »Totalitarismus« adäquat erfasst werden kann.

Auch Reichholds Beitrag, der zu den interessanteren zählt, ließe sich wohl nicht nur als Position in einer Debatte, sondern auch als mögliche Kritik an einer Debattenlandschaft lesen, zu welcher der ganze Sammelband freilich eher eine weitere kleine Hügelkette beiträgt als in theoretisch überzeugender Weise neue, kartierende Linien zu ziehen oder gar integrale Querschnitte zu schaffen. Man fragt sich am Ende, ob das Buch durch eine andere Gruppierung der Beiträge gewonnen hätte, nämlich durch klare Schneisen methodischer Art: Wo steht »Foucault« für ein zur Lektüre verpflichtendes Werk, wo für eine nur pauschal herbeizitierte Theorieperson, wo für einen politisch-akademischen Akteur, wo für eine bloße Kontrastfolie oder einen Ismus, ein Rezeptionsphänomen? Geholfen hätte dem Band außerdem ein schärferes Lektorat, welches den Bezug auf existierende Forschungsstände auch außerhalb der (gefühlten) Grenzen »normativer« politischer Theorie der letzten paar Jahre einfordert, und auch die Adressierung der jeweils gewählten Perspektiven und Thesen deutlich macht. In der gegebenen Form wirken Einsichten, die die Autor*innen vortragen, nicht selten auf das clubartige »Wir« einer nicht genannten Community gestützt und damit (absichtsvoll oder naiv) verengt. »Transdisziplinär«, wie es ja der Untertitel dieser Sammlung von Beiträgen verspricht, erscheinen die angebotenen Deutungen und Thesen jedenfalls vorwiegend in dem Sinn, dass man sich vielleicht lieber nicht am Niveau etwa der historischen oder philosophischen Fachdebatten messen lassen will – oder aber der wirklich in neue Fallbeispiele tief eintauchenden Forschung an und mit Foucault etwas hinzufügen möchte. Auf diese Weise rudern die angebotenen *Impulse für die politische Theorie der Gegenwart* doch eher im Kreis – auf den Strömen einer Diskussion, in der schon viel gesagt ist, nur nicht von jedem.

Weder der Kompass des demokratiethoretisch »Normativen« noch die wiederkehrenden Bezüge auf politische Theorie als dann doch auch irgendwie abgrenzbares Diskursfeld und somit eine Art von

Quasi-Disziplin, die zugleich ein unauffälliges Privileg für die wirklich »politischen« Lesarten Foucaults für sich reklamieren dürfte, geben dem Ganzen im Übrigen einen tatsächlich auch politisch zu nennenden Schwung. Im Gegenteil. »Das Politische« bricht weder durch noch auf. Das Gesamtbild der Beiträge wirkt sogar geradezu brav. Frei auch von jeglichen härteren Kontroversen. Dies bleibt jedenfalls der Eindruck der Rezensentin, die es daher auch bei Leseempfehlungen für die Beiträge von Schölzel und Reichhold sowie, um zumindest noch zwei weitere zu nennen, den zur Parrhesía-Rezeption von Suntrup und den von Wieder belässt.

⇒ Literaturverzeichnis

Dyrberg, Torben Bech (2015): Foucault on parrhesia: The Autonomy of Politics and Democracy, in: *Political Theory* 44: 2, 265–288.

Kammler, Clemens / Parr, Rolf / Schneider, Ulrich Johannes (Hg.) (2014): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart: J.B. Metzler.

Fähnders, Walter (2001): Manifest, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 5, Tübingen: Max Niemeyer, Sp. 927–930.

Lisson, Frank (2010): Parrhesia – Brisanz der freien Rede, in: *Sezession* 35.

Rosanvallon, Pierre (2010): *Demokratische Legitimität. Unparteilichkeit – Reflexivität – Nähe*, Hamburg: Hamburger Institut für Sozialforschung.

Richter, Emanuel (2016): *Demokratischer Symbolismus. Eine Theorie der Demokratie*, Berlin: Suhrkamp.

Sarasin, Philipp (2005): Ausdünstungen, Viren, Resistenzen. Die Spur der Infektion im Werk Michel Foucaults, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 16: 3, 88–108.

Waldby, Catherine (2002): Stem Cells, Tissue Cultures and the Production of Bio Value, in: *Health* 6:3, 305–323.

Petra Gehring, *1961, Prof. Dr. phil., Professorin für Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt (gehring@phil.tu-darmstadt.de).

Zitationsvorschlag:

Gehring, Petra (2020): Rezension: Foucault für alle Zwecke ...hier: der politischen Theorie. Oliver Marchart und Renate Martinsen versammeln Beiträge zum Politischen. (Ethik und Gesellschaft 2/2020: Frauenfeindlichkeit mit System. Zur Logik der Misogynie in doch-nicht-post-patriarchalen Zeiten). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2020-rez-12> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

2/2020: Frauenfeindlichkeit mit System. Zur Logik der Misogynie in doch-nicht-post-patriarchalen Zeiten

Andrea Geier: Logik und Funktion von Misogynie. Probleme und Perspektiven

Judith Hahn: Die Ordnung des Weiblichen. Zur normativen Struktur und rechtlichen Konkretisierung von Misogynie im Licht von Kate Mannes »Down Girl«

Manuela Wannemacher: Gute Frauen / schlechte Frauen. Ent-Menschlichung durch Subjektivierung

Hildegund Keul: Die Privilegierung von Männern vulnerabilisiert Frauen. Ein verwundbarkeitstheoretischer Blick auf Kate Mannes »Down Girl«

Katharina Zimmermann: Von katholischen Müttern und sozialistischen Traktoristinnen. Der frühe DDR-Katholizismus im Spiegel von Kate Mannes Misogynie-Begriff

Maren Behrensen: Bedrohte Männlichkeit auf einem sterbenden Planeten. Klimawandelleugnung und Misogynie